

LITERATUR-RUNDSCHAU

Konrad Löw: Die Grundrechte. Verständnis und Wirklichkeit in beiden Teilen Deutschlands (Uni-Taschenbücher 735). München 1982 (Verlag K. G. Saur). 471 Seiten.

Der vorliegende Band über das Verständnis und die Wirklichkeit der Grundrechte in beiden Teilen Deutschlands stellt eine Überarbeitung der bereits im Jahre 1976 erschienenen vergleichenden Übersicht über die Grundrechtswirklichkeit in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland dar. Der Verfasser begründet diese Neuauflage damit, daß der „stille Verfassungswandel ein beständiger Prozeß“ ist. Zwar hätten sich seit Erscheinen der ersten Auflage weder die Grundrechte des Grundgesetzes noch die der DDR-Verfassung ausdrücklich geändert. Aber bisher sind weit über 100 Entscheidungen der Obersten Gerichte, insbesondere des Bundesverfassungsgerichts erschienen, die bislang offene Fragen beantwortet oder aber zu neuen politisch rechtlichen Gegebenheiten Stellung genommen haben. Das machte eine gründliche Überarbeitung der Studie notwendig.

Auch das uns hier besonders interessierende Kapitel über „das Recht der freien Meinungsäußerung“ (Seite 261 bis 305) ist gründlich überarbeitet worden. Obwohl der Vergleich der Rechtswirklichkeit in bezug auf dieses Menschenrecht sich in beiden deutschen Staaten wenig geändert hat. Aber neueste Entwicklungen und Rechtsprechungen sind hier eingearbeitet, so daß dem mit diesen Fragen intensiver Beschäftigten diese Neuauflage auf jeden Fall empfohlen werden kann.

Das Kapitel behandelt zunächst die Meinungsfreiheit in den beiden deutschen Staaten allgemein, um dann die Pressefreiheit näherhin darzulegen. Angefügt sind Betrachtungen über Rundfunk und Film, die Schranken der Rechte, die Kunstfreiheit und die Freiheit der Wissenschaft. Ein eigener Abschnitt über die Meinungsfreiheit im Sozialismus legt sehr klar und übersichtlich dar: die private Meinungsäußerung, die Information, das Presse-

monopol, den sozialistischen Realismus und die sozialistische Wissenschaft in der DDR. Schon allein wegen dieses Abschnittes ist der Erwerb dieses nützlichen Bandes zu empfehlen. Hier werden Übereinstimmungen und grundlegende Unterschiede sehr behutsam und kompetent ausgearbeitet. So wird gezeigt, daß in beiden deutschen Staaten die Meinungsfreiheit kein schrankenloses Recht ist. In der Bundesrepublik Deutschland besteht sogar die Möglichkeit, dieses Recht abzuerkennen, wenn es zum Kampf gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung mißbraucht wird. Dennoch unterscheidet sich diese Bestimmung wesentlich von der Rechtswirklichkeit in der DDR; obwohl man — formal betrachtet — den Wortlaut beider Artikel (Art. 5 GG und Art. 27 DDV) gegenseitig austauschen könnte, weil der Wortlaut identisch ist. Damit würden aber die dahinterstehenden, tatsächlichen, grundlegend verschiedenen Verhältnisse kaum verändert. Denn die Verfassungsordnung der Bundesrepublik Deutschland, so führt Löw aus, sei eben im Gegensatz zu derjenigen der DDR nicht auf eine Weltanschauung festgelegt, sondern pluralistisch: „Ausnahmslos jede Auffassung darf vertreten werden, es sei denn, sie zielt darauf ab, gerade diese Freiheit der Vielfalt zu zerstören, einer Einstellung zum Siege zu verhelfen, die, wenn sie die Macht erlangt, jedes Abweichen des Weltbildes zu zerstören sucht“ (Seite 304).

Wie schon die erste Auflage, so kann auch diese Überarbeitung uneingeschränkt als nützliches Hilfsmittel, insbesondere für den Alltag des Publizisten, empfohlen werden. Ein ausführliches Inhalts- wie Stichwortverzeichnis macht die Studie zum Nachschlagewerk. Die zahlreichen Anmerkungen und insbesondere das Literaturverzeichnis weisen den Weg zur Spezialliteratur und zu weiterführenden Kommentaren. Eine ausführliche Gliederung und die Stichworte erleichtern es, das Wesentliche rasch zu finden und so auch eine selektive Lektüre für den schnellen Leser zu ermöglichen.

Giso Deussen

Christian Reisach: Das Wort und seine Macht in Afrika. Münsterschwarzach 1981 (Vier Türme Verlag), 450 Seiten.

Herbert V. Klem: Oral Communication of the Scripture, Insights from African Oral Art, Pasadena 1982 (William Carey Library), 256 Seiten.

Die orale Kommunikation Afrikas findet in zunehmendem Maße die Aufmerksamkeit der Kommunikationswissenschaftler. Hier sind zwei Bücher anzuzeigen, die sich mit der oralen Kommunikation Afrikas und ihrer Bedeutung für die christliche Verkündigung beschäftigen. Während Reisach seine Dissertation an der Gregoriana in Rom auf eigenen Forschungen und Erfahrungen in Ostafrika, vor allem Tansania, stützt, greift Herbert V. Klem auf seine Missionserfahrung in Nigeria, vor allem bei den Yoruba, zurück.

Reisachs Studie versucht in drei Schritten ihr Anliegen zu verdeutlichen: Der Darstellung des Wortes in einem afrikanischen Stamm, den Chagga in Tansania, folgt eine Analyse der verbalen Kommunikation bei den modernen politischen Führern Afrikas (vor allem Yomo Kenyatta), um dann Konsequenzen aus diesen Erkenntnissen für die kirchliche Verkündigung zu ziehen.

Insgesamt stützt Reisch sich vor allem auf eigene Beobachtungen, Befragungen und Studien, die im umfangreichen Anhang seines Buches (S. 269—450) ausführlich in Originaltext und Übersetzungen belegt werden. Darin liegt der Wert aber auch die Begrenzung dieses Buches, vor allem, wenn man es mit der Darstellung von Herbert V. Klem vergleicht. Klem hat auch viele eigene Erfahrungen gebracht, sich aber dann doch wesentlich mehr auf weitere Studien aus den verschiedenen Sachbereichen gestützt, was man bei Reisch eigentlich vermisst. Reischs nur zweieinhalb Seiten umfassendes Literaturverzeichnis (Klem 21 Seiten!) ist wohl doch etwas wenig für eine Dissertation, deren Thema von einiger Bedeutung für die christliche Präsenz in Afrika ist und für die — Klem beweist es — wesentlich mehr Literatur vor allem im englischer Sprache vorhanden gewesen wäre.

Für die verbale Tradition der Chagga stellt Reisch die Rolle des Lehralten als Träger und Garant der Stammeslehren heraus. Dabei

spielen das Lied — aber auch andere Kommunikationszeichen wie z. B. der Kerbstock — eine Rolle; immer aber ist in der Weitergabe der Lehren das Kommunikationsumfeld zu beachten.

Lehralter und Mediziner sind die Hauptträger der Kommunikation in traditioneller Gesellschaft des von Reisch untersuchten Gebietes. Ihnen folgen heute die politischen Führer, die es verstehen, ihre Rolle als moderne Häuptlinge auch in den traditionellen Kommunikationsformen dieser Führer zu spielen. Mittel ihrer Rhetorik sind dabei Wiederholungen, Dialog und Identifikation mit dem Volk, Anschaulichkeit und Humor. Die Rolle des politischen Liedes wird besonders hervorgehoben, wobei man allerdings fragen muß, ob die hier zugewiesene Rolle des Liedes, vor allem die Einteilung Reischs nach Freiheits-, Partei-, National-, Kampf-, Solidaritäts-, Informations-, und Arbeitslied (S. 120—124) tatsächlich so typisch afrikanisch ist. Im dritten Teil seines Buches, der Anwendung der oralen Kommunikation Afrikas auf die christliche Verkündigung, behandelt Reisch zunächst den Verkündiger (S. 160—192) und dann die Predigt als Verkündigung und das Predigen in Afrika heute. Allein schon diese Haupteinteilung zeigt eine gewisse Engführung des Themas oraler afrikanischer Kommunikation. Zeigt sich diese Kommunikation der Kirche tatsächlich nur oder fast nur im Prediger und der Predigt der Kirche? Welche Rolle spielen hier Lied, Theater, Tanz, die interpersonale Kommunikation und die „orale Literatur“ Afrikas insgesamt, die ja durchaus nicht — wenn überhaupt — auf den Prediger beschränkt sind? Gerade hier ist Herbert V. Klem der „größere Wurf“ gelungen, indem er versucht, den gesamten Bereich der oralen Kommunikation und Literatur Westafrikas darzustellen. Darüber hinaus versucht er in einem eigenen Abschnitt, eine Parallele zwischen der oralen Verkündigung Jesu in seiner Zeit in Palästina und der jetzigen Situation in Afrika zu ziehen, die äußerst aufschlußreich ist.

Im ersten Teil seiner Studie stellt Klem — ausführlich literarisch belegt — die gegenwärtige westafrikanische Gesellschaft und die christliche Verkündigung dar, um dann nach der Analyse des ersten Jahrhunderts in Palästina auf die einheimische afrikanische Kommunikation zu kommen, aus der dann Schlußfolgerungen für eine wirksame Kom-

munikation des Evangeliums in Afrika gezo- gen werden. Für Klem ist es unverantwort- lich, darauf zu bestehen, daß jemand erst lesen lernen muß, um Christ zu werden — weil er sonst die Bibel ja nicht lesen kann. Er fordert eine orale Verkündigung, die der afrikanischen Kultur entspricht; denn auch bis zum Jahre 2000 wird die Alphabetisie- rung den afrikanischen Kontinent nicht voll erfaßt haben. Hier zeigen offensichtlich die unabhängigen christlichen Bewegungen eine größere Flexibilität, indem sie sich voll in die orale Tradition des Schwarzen Kontinents einbinden.

Während die afrikanische orale Kommunika- tion mindestens neun verschiedene „Symbol- systeme“ und mehr benutzt, schränkt sich die Kirche in ihrer Verkündigung nur auf eines oder zwei solcher Systeme ein (S. 145). Hier werden also die Erwartungen afrikanischer Rezipienten überhaupt nicht erfüllt und die in oraler Kommunikation notwendige „au- dience participation“ (S. 147—152) wird als partizipatorische Kommunikation nicht ernst- genommen.

Jesus selbst hat die orale Kommunikation für seine Verkündigung benutzt. Was uns heute fehlt, sind eine Präsentation von Bibel und Evangelium in den oralen Medien Afrikas (S. 93). Offensichtlich fehlt weithin auch in kirchlichen Kreisen das Bewußtsein für diese Rolle der oralen Kommunikation in Afrika und die auch daraus resultierenden einhei- mischen Widerstände gegen die Alphabetisie- rung (S. 97). Innerhalb der westlichen und der afrikanischen Kulturen hat das Wort ein anderes Gewicht und verschiedene Werte. Eine ganze Gesellschaft kann sich rund um die orale Kommunikation entwickeln (S. 110), eine Tatsache, die bisher kaum ernst genommen wurde.

Beide Studien gelten dem gleichen Thema, und sie ergänzen sich nicht nur geografisch, indem sie von Ost- und Westafrika ausgehen. Die ausführlichere, umfassendere und auch literarisch besser belegte Studie allerdings hat Herbert V. Klem geliefert. Bei Reisch muß man noch bedauern, daß sein Buch nicht in englischer Sprache geschrieben wurde, in der es auch Afrikanern zugänglich gewesen wäre und so vielleicht zu afrikanischen Reaktionen und weiteren Folgestudien geführt hätte. Ärgerlich sind bei der Studie Reischs die relativ vielen Druckfehler und eine mangeln-

de redaktionelle Bearbeitung des Textes (z. B. fehlt S. 146 f., eine Zwischenüberschrift, oder zumindest der Punkt c). Hier hätte man etwas mehr Sorgfalt erwartet.

F.-J. Eilers

Gilbert Schmid: Lebensberatung durch Publi- kumszeitschriften — Konkurrenz oder Chan- ce für kirchliche Pastoral? Frankfurt 1979 (Haag + Herchen Verlag), 378 Seiten.

Die vorliegende Studie mit dem für Seelsor- ger und kirchliche Verkündigung so wichti- gen Thema war längst fällig. Man fragt sich, warum diese Studie nicht schon früher dur- geführt wurde. Vielleicht steckt dahinter ein gewisser Hochmut, eine „Verachtung“ gegen- über den hier untersuchten Zeitschriften, die der genauen, unter pastoralen Gesichtspun- ten betrachteten Untersuchung bisher nicht für würdig erachtet wurden. Man übersah dabei den Stellenwert und die Wirkung die- ser Art von Publikumszeitschriften bei einer breiten Schicht unserer — auch religiös und kirchlich gebundenen — Bevölkerung. Diese Lücke ist nun geschlossen.

Wir haben es hier mit einer wissenschaftlichen Untersuchung zu tun: Methodische und auch wissenschaftstheoretische Fragestellungen be- herrschen weithin das Feld. Die daraus fol- gende gewisse hölzerne „Trockenheit“ über- deckt leider das spannende und hochinteres- sante Thema und die aufschlußreichen Ergeb- nisse. Dennoch halten wir — als ersten Schritt — diese Wissenschaftlichkeit für unbedingt notwendig. Es wäre zu wünschen, daß in einem zweiten Schritt der Untersuchungsge- genstand einem breiteren Publikum in einer etwas eingängigeren Sprache vorgelegt würde.

Der Autor hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht: Grundlage seiner Untersuchung bilden die veröffentlichten Beratungsbriefe des jeweils kompletten Jahrgangs Juli 1975 / Juni 1976 sämtlicher in der IVW-Liste IV/1974 vorfindlichen 37 Publikumszeit- schriften mit Lebensberatungsrubrik. Damit werden insgesamt 4 860 Briefe ausgewertet. Zur Ergänzung dienen dem Autor Selbst- aussagen und Erfahrungsberichte der Berater, Tiefeninterviews mit ihnen, Testbriefe, Me- dien- und Leseranalysen sowie wissenschaft- liche und journalistische Arbeiten zum Thema Zeitschriftenberatung aus dem Bereich der Publizistik.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: I. Zunächst wird das Untersuchungsinstrument erarbeitet. II. In dem eigentlichen Hauptteil werden analysiert: Die Zeitschriften als technische Medien der Lebensberatung, die Klienten und Themen mit ihrer Kommunikation und die Berater und ihre Praxis im publizistischen Prozeß. III. Abschließend werden die Ergebnisse im Hinblick auf die vom Autor im Laufe der Untersuchung aufgestellten Hypothesen ausgewertet und auch nach Konsequenzen für die Praxis befragt. Dem Autor ist es durchaus gelungen, die Komplexität des Themas gemäß seiner Fragestellung, ob die Lebensberatung durch Publikumszeitschriften eine Konkurrenz oder eine Chance für kirchliche Pastoral sei, darzulegen. Diese Vieldeutigkeit, ja Widersprüchlichkeit, kommt in seinen sechs Hypothesen zum Ausdruck, die es lohnt, hier kurz vorzustellen:

Hypothese 1: Das Zielgruppenspektrum von Publikumszeitschriften umfaßt weite Bevölkerungskreise, für die sich christliche bzw. kirchliche Lebensberatung grundsätzlich verantwortlich fühlt;

Hypothese 2: Das beraterische Themenspektrum von Publikumszeitschriften ist aus redaktionellen Gründen so stark gefiltert, daß sich ein seelsorgliches Engagement im Rahmen profaner Publikumszeitschriften nicht lohnt;

Hypothese 3: Die durch Publikumszeitschriften praktizierte Lebensberatung entspricht nicht dem methodischen Standard und den Ausbildungserfordernissen gesprächstherapeutisch qualifizierter Beratung;

Hypothese 4: Die religiös-ethischen Orientierungen einer pastoralpsychologisch verantworteten Beratungspraxis sind im Rahmen marktgerechter Publikumszeitschriften dysfunktional. Insbesondere ist ein christlich-kirchliches Engagement hier nicht möglich;

Hypothese 5: Kirchliche Medien und Mitarbeiter bieten die beste Garantie für eine freie, am christlichen Gewissen orientierte pastoralpsychologisch verantwortliche Beratung;

Hypothese 6: Lebensberatung in kirchlichen Zeitschriften wird beeinträchtigt durch die journalistischen Mängel dieser Medien.

In diesen sechs Hypothesen der Untersuchung klingt an, wie behutsam der Autor bei seiner Studie vorgegangen ist. Aus der Fülle des ihm vorliegenden Materials gelingt es ihm,

wohltuend differenziert über das Thema zu sprechen. Den Leser läßt er am Gang seiner Untersuchung teilnehmen; dazu dient auch sein umfassender Dokumentationsenteil mit den veröffentlichten Briefen, Testbögen, Anfragen und Antworten sowie dem Interviewfragebogen und Auswertungsbogen. So wird diese Studie auch für den interessierten Leser zum Ausgangspunkt eigener Recherchen; er kann sich eigene Urteile zum Problem bilden. Dieses Problem in seiner Komplexität, in seiner Widersprüchlichkeit darzustellen, war — wie gesagt — ein besonderes Anliegen des Autors. Dies ist ihm gelungen: zwischen zu optimistischer Überschätzung und allzu negativer Ablehnung der Möglichkeit von Publikumszeitschriften stellt er sehr differenziert Chancen und Möglichkeiten dar. Dabei verschweigt er auch nicht — jenseits seines rein empirischen Ansatzes — seine Zweifel hinsichtlich ethischer Schlußfolgerungen: So fragt er, ob hier nicht grundsätzlich eine Art von „Fremdverfügung“, d. h. Manipulation geschieht, wenn der hilfeschuchende Briefeschreiber sich einem anonymen Gesprächspartner anvertraut, der mit der Publikation seines Anliegens und mit der Publikation der Antwort darauf, bestimmte öffentlichkeitswirksame Zielsetzung verfolgt.

Auch bezweifelt der Autor, ob in der Entscheidungssituation zwischen Profitdenken und Menschenwürde immer und in jedem Fall die Intimsphäre und die Würde des hilfeschuchenden Menschen gewahrt bleibt: „Zeitschriftenberatung geschieht — dem eigenen Selbstverständnis zufolge — zum Vorteil des Lesers. Dieser aber ist gleichzeitig Garant für den Umsatz des Verlegers. Und Gegenstand des „Geschäfts“ ist die Notlage einzelner. Sie liefert ansprechenden Stoff, sie dient dem Berater als Material, an dem er sich öffentlich profilieren kann, sie verhilft dem Medium zur vertrauensschaffenden Leser-Blatt-Bindung. Hinter der Problematik in dessen stehen betroffene Menschen mit einem berechtigten Anspruch auf Wahrung ihrer Würde. Sie sind ganz bestimmt zu schade, um lediglich Steigbügelhalter der Unterhaltungs-, Informations-, Meinungs- und Sozialisationsfunktion einer gewinnmaximierenden Freizeitlektüre zu sein. Ihr vorbehaltloses Vertrauen, ihre Hoffnung, ihre Hilflosigkeit verdienen Respekt — nicht nur weil mancher Publizist damit seinen Broterwerb sichert; es handelt sich auch um Opfer unserer Gesell-

schaft, zu deren Verelendung wir oftmals alle unseren Teil beitragen“ (Seite 274). Alles in allem: eine notwendige, höchst aktuelle Untersuchung, wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf genügend, zugleich aber nachdenklich und den in der kirchlichen Verkündigung Stehenden zu Verständnis für die Nöte seiner Zeitgenossen empfindsam machend.

Giso Deussen

Erich Straßner: Fernsehrichten. Eine Produktions-, Produkt- und Rezeptionsanalyse. Tübingen 1982 (Max Niemeyer Verlag), 531 Seiten.

Das Fernsehen in der Schweiz versucht, wenigstens in Anfängen, gelegentlich den Zuschauern seiner „Tagesschau“-Sendung klarzumachen, wie unsicher die Lage auf dem Nachrichtenmarkt ist. „Meine Damen und Herren“, erklärt der Moderator zu Eingang, „die Nachrichten haben heute wenig Hervorragendes gebracht, und dennoch — folgende Themen haben wir als Schwerpunktbeiträge ausgewählt . . .“

Der Mythos einer allwissenden und allgegenwärtigen Berichterstattung gerade des Fernsehens hält sich bei der großen Masse der Zuschauer mit Hartnäckigkeit. Die Aufklärung darüber betreibt das Medium selbst gelegentlich, aber nicht gerade mit großem Erfolg, wie die Statistik der hohen Glaubwürdigkeitsquoten für Fernsehrichtensendungen ausweist, und eine „Tagesschau“ mit Selbstreflexion in Permanenz wäre eine widersinnige Angelegenheit. Dabei braucht man nicht gerade die Meinung des Kabarettisten Dieter Hildebrandt gänzlich zu teilen: „Fernsehnachrichten haben den Mitteilungswert von Fix und Foxi!“

Der Tübinger Sprachwissenschaftler Erich Straßner befaßt sich seit einem Jahrzehnt mit der Nachrichtenanalyse in den Massenmedien. Sein Erkenntnisinteresse begrenzt sich nicht nur auf sprachanalytische Aspekte, sondern erstreckt sich ebenso auf Vorgaben der Kommunikationswissenschaft und empirische Befunde aus der redaktionellen Praxis. Straßner hat bereits 1975 einen Sammelband über „Nachrichten“ (Wilhelm Fink Verlag München) herausgebracht und darin belegt, daß sich zwischen dem Informationsanspruch von

Nachrichtensendungen, insbesondere des Fernsehens, und dem Rezeptionsverhalten des Publikums ein breiter Graben aufrut. So ist beispielsweise der Behaltensquotient erschreckend niedrig. Für die allermeisten hat die abendliche „Tagesschau“ oder vorausgehende ZDF-„Heute“-Sendung einen unterhaltenden Charakter. Von Straßners Recherchen sind dann weitere Anstöße ausgegangen, die wissenschaftliche Basis zu erweitern, und so hat er jetzt mit einem Team von Mitarbeitern und der Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwei Teilprojekte vorantreiben können. Das erste befaßte sich mit dem Thema „Nachrichtensprache und der Zusammenhang von Text und Bild“, beobachtet an Fernsehrichten über einen Zeitraum von drei Jahren, und das zweite Teilprojekt hatte zum Thema „Die semantische Verarbeitung und Nutzung audiovisueller Informationen der Fernsehrichten“.

In dem Band „Fernsehnachrichten. Eine Produktions-, Produkt- und Rezeptionsanalyse“ legt Erich Straßner nunmehr das Fazit seiner Forschungen vor. Die Studie ist interdisziplinär ausgefallen, und zu ihren stärksten Seiten gehört eine wirklich umfassende Zusammenführung der bisherigen Denk- und Forschungsansätze auf dem Feld der Nachrichtenanalyse in den elektronischen Medien. Der Charakter einer vergleichenden Untersuchung von Fernsehrichten in der Bundesrepublik Deutschland, der DDR, Österreichs und der Schweiz tritt hinzu.

Nach einem historischen Überblick wird die gegenwärtig herrschende Redaktionspraxis mit dem kommunikationswissenschaftlichen Erkenntnisstand konfrontiert. Straßner nennt vier kommunikative Maximen für die Berichterstattung: Sei verständlich! Sei informativ! Sei relevant! Sei aufrichtig! Diese Kapitel zeigen, wie sich im Produkt „Nachricht“ die journalistische Informations- und Aufklärungsaufgabe in einzigartiger Weise bündelt, bis zu den Fragen der philosophischen Erkenntnistheorie oder der Ethik des öffentlich-kommunikativen Handelns, die Straßner auf souveräne Art und unter besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Phänomene in ein Gesamtkonzept einordnet. Der Komplexitätsgrad des Gegenstands wird sichtbar. Gegenüber der Zeitungsnachricht treten die Elemente des Hörens (Ton) und Sehens (Bild) bei den elektronischen Medien hinzu. Wie wirken die Texte von der sprecherischen,

sprachstrukturellen und textuellen Seite her? Wie stellen sich insbesondere die Zusammenhänge zwischen Text und Bild in den sehr unterschiedlichen Präsentationsformen von Fernsehnachrichtensendungen vor?

Vor allem im letzten Teil der Studie, in der Straßner die Zuschauerforschung und die Rezeptionsanalysen behandelt, werden die Grenzen des Mediums Fernsehen in der Übermittlung von Nachrichtenmaterial überdeutlich markiert. Wenn die Überprüfungen ergeben haben, daß im allgemeinen wenig, wenn überhaupt etwas vom Inhalt der Nachrichten behalten wird und daß selbst die im Gedächtnis behaltenen Details nachträglich oft zu einem Ganzen verarbeitet werden, das durchaus fehlerhaft sein kann, dann nährt dieses Ergebnis in beträchtlichem Maße die Skepsis, wie hoch überhaupt der Wert von Fernsehnachrichtensendungen zu veranschlagen ist. An Experimenten und Aufgeschlossenheit, es besser zu machen, fehlt es auch seitens der Produzenten durchaus nicht, und die Aufmerksamkeit des Publikums ist groß.

Aber: „Ein großes Publikum und das Interesse oder Vertrauen gegenüber den Nachrichten impliziert somit nicht notwendigerweise eine erfolgreiche Nachrichtentätigkeit.“

Die Menschen, die am Bildschirm die Nachrichtensendungen einschalten, suchen oft etwas ganz anderes, das ihnen „zu einem Ritual, zu einer Gewohnheit, die der Aufrechterhaltung eines Gefühls der Sicherheit dient“, geworden ist. Ein weites Feld anthropologischer, ja philosophischer Fragestellung öffnet sich hier für die Kommunikationswissenschaft. Straßners wertvolle und anregende Studie läßt uns mit einer gewissen Ratlosigkeit zurück, und der Wunsch regt sich, mehr über das Verhältnis des Menschen zum Medium — und umgekehrt — wissen und erfahren zu können. Aus der ZDF-Sendung „Ein Narr pakt aus“ zitiert Straßner einen Satz, den er seiner Studie als Motto vorangestellt hat: „Radio wäre nicht so schlimm, das geht nur in's Ohr. Aber Fernsehen, das geht in's Auge!“

Hermann Boventer